bedürfnislos und für alle Bedürfnisse des Kindes sorgend. Groß wie die Natur, deren Priesterin sie ist, kennt sie keinen Wertunterschied der Dinge, und wo sie liebt, wandelt sich ihr selbst der Kot zu lauterem Golde. Was ihre Hand berührt, veredelt sie. Sie vermittelt das edelste Besitztum, welches ein Volk kennt: die Sprache wird uns mit der Milch eingeflößt, mit Küssen eingeschmeichelt. Wir sagen: unsere Muttersprache, um den traulichsten Reiz unserer Sprache zu bezeichnen und unsere tiefste und herzlichste Freude an ihr zu bezeugen. Wir hören durch unsere Sprache hindurch die Kinderstimme der Mutter, den naiven Laut der Liebe. Die Kinderstube ist eine sprachliche Werkstatt, wo die Kosenamen und Verkleinerungsformen geschaffen werden, und wie ohne Zweifel bedeutende Männer gewisse Wortformen erfunden haben, so haben auch bedeutende Frauen und Mütter bei der Formenschöpfung und bei der Bestimmung des Geschlechtes der Wörter ihre Hand mit im Spiele gehabt. Wenn nicht Liebende den Dual, der mit einem Worte zwei Wesen bezeichnet, erfunden haben, so hat es gewiß die Mutter getan, die sich nicht getrennt denken konnte von ihrem Kinde. Ja, so wenig trennt sie sich von ihrem Kinde, daß dem Verbrecher nichts mehr bleibt als die Mutter, wenn die übrigen Menschen sich von ihm abwenden: über alle Gräuel hinweg waltet noch die Mutterliebe als ein unzerstörbares sittliches Naturgesetz. Es gehört zu den großen Zügen unseres Zeitalters, daß die Enterbten der Menschheit nach der Mutter suchen, die ihnen mild und liebend entgegenkommt.

Wenn es möglich ist, daß der Mensch aus dem Tode zurückkehrt, so kann es vor allen anderen die Mutter. Im deutschen Märchen besucht die tote Königin jede Nacht ihr Kind. „Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu.“ Und steht nicht geschrieben in dem Buche der Bücher: „Man höret eine klagende Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe vor Bethlehem, wo Jacobs Weib begraben liegt: Rahel weinet über ihre Kinder, denn es ist aus mit ihnen“ — und ach, wann könnte Rahel bitterlicher weinen als heutzutage?

Die Mütter sind überall zugegen, und müßten sie das Grabgewölbe durchbrechen. Ihre Seele, ihr sorgendes Gemüt umschwebt uns allerwärts. Und wenn es in einem mutterlosen Hause um den Weihnachtsbaum lichter und wärmer wird — haltet es nur für sicher, das rührt von einer heiligen Gegenwart her: es ist der Atem und es sind die Augen der verstorbenen Mutter.

Zauberei und Aberglauben.

Man sollte es nicht für möglich halten, wie noch in Stuttgart Aberglaube und Zauberei grassieren. Dem Evangelischen Gemeindeblatt ist eine Beschwörungsformel zugetragen worden, die ihm als häufig verwendetes Mittel zur Erzwingung verjagter Liebe bezeichnet wurde. Die Beschwörung wird unterstützt durch drei ins Feuer gestreute Pulver, Veilchenwurzel-, Dreikönigs- und Myrtenpulver. Zum Schluß müssen drei Vaterunser gebetet werden. Die Formel selbst lautet wörtlich: „Ich streue dir die Pulver in die Glut, das ist für deine Hartnäckigkeit für deine Lieblosigkeit für deine Zertrennlichkeit, diese 3 Pulver sollen dich quälen bis an den Tag und die Stunde, wo du mir deine Liebe wieder zurückgibst, Gott der Vater soll dich führen Gott der Sohn, soll dir deine Ruhe nehmen, Gott der hl. Geist soll mein Gebot erhören. Ich eine Dienerin Gottes oder eine stärkere des Wesens, berufe, begehre, beschwöre dich bei den hl. Worten, daß du gewiß kommst und erscheinst vor mir und bringst mir die Liebe, die ich von deinem Herzen begehre. Aber nur dein Wille geschehe, Herr Zebaoth, du sollst aber weder Rast noch Ruhe haben, wo du gehst, wo du liegst, ißt oder trinkst.“ Ebenso beschämend wie dieser „faule Zauber“ ist der Gesundbeterunfug, der sich wie in München, Frankfurt und anderen deutschen Großstädten so neuerdings in Stuttgart immer breiter macht. Genau wie in diesen Städten werden Kranke durch offene Postkarten aufgefordert, ein Gebet neunmal abzuschreiben und an neun verschiedene Personen ohne Unterschrift weiterzusenden. Das Gebet lautet: „O Herr Jesus! Ich bitte dich, segne alle Menschen! Erlöse uns von allem Uebel durch dein teures Blut und nimm uns auf zu wohnen mit dir in deinem Himmel!“ Die „Gebrauchsanweisung“ hat folgenden Wortlaut: „Dieses Gebet wurde an mich gesandt. Ich sende es Ihnen. Es ist die genaue Kopie eines alten Gebets, vervielfältigen Sie es und warten Sie, was geschehen wird. In Jerusalem sagt man, daß demjenigen, der das Gebet nicht abschreibt, irgend ein Mißgeschick erwartet. Aber derjenige, der es an neun Tagen abschreibt und jeden Tag eine Abschrift einem Freunde sendet, wird am 9. Tage eine große Freude erfahren und von allem Mißgeschick befreit werden. Denken Sie sich einen Wunsch aus, während Sie schreiben und unterbrechen Sie die Kette nicht. Eine Unterschrift ist nicht nötig.“ — O sancta simplicitas!

Wider die Hutlanzen.

Aus München wird uns geschrieben: Zu Dionys, dem Tyrannen schlich usw. Jeder kennt das Gedicht, in dessen erster Strophe der Dolch im Gewande eine Rolle spielt. Auch unsere Frauen und Mädchen tragen den Dolch im Gewande, verbergen ihn aber nicht, wie einst Möros, sondern lassen seine Spitze angriffslustig hervorblitzen. Da stehst du auf der Plattform eines Straßenbahnwagens und neben oder vor dir eine Holde, mit großem Hut und noch größerer Hutnadel. Die Straßenbahn biegt um die Ecke, euch beiden gibt's einen Ruck, die Holde fällt dir in die Arme und die Hutnadel droht dir ein Auge auszustechen. Und wenn du auch zuvor ein freundliches Auge auf die neben dir stehende Holde geworfen haben solltest, in diesem Falle wirst du wild und wehrst mit einem kräftigen Stock die Trägerin der gefährlichen Hutnadel ab. Die Mehrzahl der Frauen legte bisher kein Gewicht darauf, daß die Hutnadel bei den Männern ein so abstoßendes Gefühl auslöste, weshalb sich jetzt die Polizeidirektion ins Mittel legte und den Versuch machte, den Stein des Anstoßes oder vielmehr den Grund des Abstoßes zu entfernen. Sie erließ nämlich folgende ortspolizeiliche Vorschrift: „Hutnadeln oder andere an der Kleidung befestigte spitze Gegenstände sind auf öffentlichen Straßen und Plätzen, im Straßenbahnwagen und Omnibussen derart verwahrt zu tragen, daß Gefahren für Personen nicht entstehen können.“ Die Trägerinnen der gefährlichen Dinger werden hoffentlich die Vorschrift auch beachten.

— So kommt's noch. Hausfrau: „Und wie viel Lohn verlangen Sie?“ — Zofe: „Ja, gnä' Frau, Lohn verlange ich überhaupt nicht, sondern Gehalt und außerdem Repräsentationsgelder.“

Rätsel-Ecke.

Gruppenrätsel.

danki, derge, elnur, ernic, htsei, lsspi, nneni, nziel, rersi, stdes, stuns, waswi, zufal.

Vorstehende Buchstabengruppen sind derart zu ordnen, daß sie im Zusammenhang gelesen eine Zitat aus Shakespeare ergeben.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels von voriger Nummer:
Ruhr, Uhr.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmann'schen Buchdruckerei in Wildbad.
Verantw. Redakteur: Reinhardt, daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt

zum

Freien Schwarzwälder.

Nr. 101. **Wildbad,** Mittwoch, den 21. Dezember **1910.**

Einsame Liebe.

Es blühet ein Veilchen auf grünender Au,
Von Schwestern und Brüdern verlassen;
Die Wangen genetzet mit perlendem Tau,
Im Strahle der Sonne erblassen.

Wie neigt es das Köpfchen so traurig und bang,
Wie schließt es die Aeuglein so trübe:
Mir ist es, als dränge zum Ohr mir ein Klang
Von einsam schmachtender Liebe!

*) Wir entnehmen das vorstehende Gedicht der neuesten Buchausgabe von Rudolf Fastenrath „Das deutsche Volk, wie es weint und lacht, erzählende, volkstümliche Dichtungen zum Vortrag in Schule, Haus und Gesellschaft. Preis in Geschenkleinwandband 4 M. Verlagsbuchhandlung „Ceresio“, Konstanz.“ Fastenrath ist ein scharfer Beobachter des Volkslebens, seine Gedichte zeugen von warmer Empfindung und Treffsicherheit des Tons.

Der Freihof.

Ein oberländischer Dorfroman von Margarete Gehring
(Mary Gehrhardt).

22)

(Fortsetzung.)

Botenlisels Sommergast.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Botenlisel war schon am Vormittag glücklich nach Eichgrund gelangt, um ihren Sommergast abzuholen. Sie war unterwegs so tief in Gedanken versunken, daß sie kaum einen Glockenton vernahm, trotzdem das Geläute von an die zwanzig benachbarten Höhendörfern über die Gründe herüberklang. Sie malte sich ihr Zusammenleben mit dem Herrn Professor und den Neid der Dorfbewohner aus und überrechnete ihren Verdienst. Der Herr Professor tat es nicht anders, sie mußte sich erst in der Sonne an Braten und Klößen gütlich tun, ehe sie aufbrachen. Sogar ein Glas Wein hatte er ihr eingegossen trotz ihres Protestierens, und so war sie denn unterwegs gar redselig. Ihr Begleiter aber hörte ihr lächelnd zu, ja er ermunterte sie sogar, wenn ihr Redefluß einmal ins Stocken geriet. So war ihm dann Wildbach gar nicht mehr fremd, als sie nach vierstündigem Marsche das Dorf erreichten, und er hätte der Christliebe ruhig ihre ganze Vergangenheit aus der Hand wahrsagen können, so genau war ihm dieselbe bekannt.

Betroffen blieb der Professor stehen, als er, zwischen hochstämmigen Ebereschen dahinschreitend, die weithin die Höhenstraße einsäumen, plötzlich das Dorf zu seinen Füßen am Abhange liegen sah, und zugleich der weite Ausblick auf die gegenüberliegenden Höhen sich auftat, auf deren Rücken Dorf an Dorf sich reihte. Ein Bild des tiefsten Sonntagsfriedens, so lag das Dorf da, die Häuser oft fast verschwindend im Grün der Obstgärten und der hochkronigen Ahorn- und Nußbäume. Tief unten die düsteren Riesentannen des Wettergrundes und drüben auf den Höhen die träumenden Dörfer und Weiler, deren Fenster im Strahle der niedergehenden Sonne leuchteten und blitzten wie flüssiges Gold und lustig flackernde Feuerchen, zur Rechten und Linken die frischgrünen und zum Teil sich schon goldig färbenden Felder, von schönen Waldungen umsäumt — es war in der Tat ein Anblick, wie ihn der Professor hier oben nicht erwartet hatte.

„Gelt, das hätten Sie nit gedacht?“ rief ihm die Botenlisel zu, als sie sah, wie seine Blicke bewundernd an dem lieblichen Landschaftsbilde hingen. „Ueber acht Stunden weit können wir hier sehen, bis hinein ins Bayerische und Sächsische, und raten Sie einmal, wie vieler Herren Länder das sind, die Sie hier auf einmal vor sich sehen! Sie ratens nit: neun verschiedene Länder sind es!“

„Nicht möglich!“ rief der Professor überrascht; na das müssen Sie mir gelegentlich noch einmal erklären und zeigen. Es ist in der Tat sehr schön hier oben.“

„Es wird Ihnen doch aber auch gut genug bei mir sein, Herr Professor? Ich hab' halt doch rechte Angst.“ sagte Lisel kleinlaut.

„Sein Sie beruhigt, ich bin nicht so — nur immer alles hübsch rein und propper halten, dann bin ich zufrieden.“

„Ja, aber die Stiege — der Zimmermann hatte immer noch keine Zeit nit.“

„Macht nichts, dann haben Sie das Geld gespart. Ich will schon hinaufkommen in mein Sommerpalais, wenn's irgend möglich ist; er kann die Stiege später machen.“

So schritten sie die obere Dorfstraße hinab. Den Freihof brauchte ihm Lisel nicht erst zu zeigen; er staunte, wie gut sie ihm alles beschrieben hatte.

Am Schaafshofe stand Christliebe mit ihrer Schnur Kathrin, und jede hatte ein Kind auf dem Arm. „Aha, die Christliebe!“ dachte der Professor; „prächtiger Typus einer oberländischen Großbäurin! die werde ich mir kaufen.“

Als Christliebe die Lisel mit dem fremden Herrn in der Tür verschwinden sah, sagte sie erst gar nichts. Dann gab sie plötzlich das Kind der Kathrin auf den andern Arm und sagte: „Trag' sie hinein, Kathrin, sie können nun liegen! das viele Herumschleppen taugt gar nit.“

„Wohin gedenkt Ihr denn, Schwieger?“ frug Kathrin verwundert.

„Laß neer,“ erwiderte sie, „ich muß schnell mal nauf bei die Lisel springen; sie war doch meine Kameradin und ich möcht' doch gern mal zusehen, daß es an nix gebricht. Verdient hat sie's ja nit mit ihrer Geheimtuerei, aber es ist Christenpflicht, daß man beispringt, wo man kann. Vielleicht hat sie auch was auszurichten aus dem Unterland.“

Mit schnellen Schritten eilte sie hinauf zum Häuschen der Lisel und kam gerade noch zur rechten Zeit, um noch die Leiter wackeln zu sehen, auf deren Sprossen der Som-

mergast zur Oberstube emporgestiegen war. Lauschend blieb sie im engen Hausflur stehen und hörte, wie oben die Lisel sagte: „na, nun nehmen S' halt verlieb, Herr Professor, man kann's fein nit anders geben g's wie man's eben hat!"

„Ah, das ist ja ganz allerliebst — sogar ein Sofa haben Sie mir hereingestellt! Sehen Sie mal an! Und die schönen Gardinen haben Sie wohl gar extra meinetwegen aufgemacht? — nein, halt, die Fenster lassen Sie mal ruhig offenstehen, ich liebe die frische Luft! Aber wissen Sie, was Sie mir nun zu Gefallen tun können? Wenn Sie mir ein paar Eier kochen wollten, während ich mich einrichte! Ganz weich, bitte; zählen Sie langsam bis hundert, nachdem sie ins kochende Wasser gelegt sind, ja nicht länger! Sie brauchen sich nicht zu übereilen."

Eben erschien Lisel auf der Leiter, erst die dürren Beine, dann allmählich die ganze Botenlisel.

„Ach Gott, was ich mich derschrocken hab'!" rief ihr Christliebe von unten zu; „tret' ich da justement zur Haustür herein und seh' zwei Beine über mir — ich denk' nit anderster, als es hat sich wer droben aufgehängt. Also bist glücklich wieder da, Lisel? Warst lang aus — sprich, hast vielleicht eine Botschaft für mich aus dem Unterland?"

Lisel hatte in der Tat etwas an den Schaafshof auszurichten; sie hatte Besuch für den nächsten Sonntag zum Kinderfest anzumelden. Nach einer halben Stunde eilte Christliebe wieder ebenso schnell, wie sie heraufgestiegen, den Hügel hinunter.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Böses Gewissen.

Im Gemeindehause hatten sie die frugale Abendmahlzeit eingenommen und Luitgard hatte, wie immer, das Tischgebet gesprochen und dann still das wenige Geschirr abgeräumt und der Ziege noch ein Futter aufgesteckt.

„Wenn dir's recht ist, Mutter, sagte sie beim Wiedereintreten, so les' ich den Abendsegen."

„Tu's, mei Hascherl!" sagte die Wehdore und setzte sich auf den Bettrand.

Luitgard las den Abendsegen, und wer die Dore sitzen sah, wie sie die Hände faltete und ihre Lippen sich still bewegten, dem mußte es sonderbar erscheinen, daß sie im Dorfe gewissermaßen als „Hexe" verschrien und gefürchtet war. Als sie das Vaterunser beteten, da betete sie, wie sie das immer getan, die fünfte Bitte halblaut mit. Luitgard wunderte sich nicht darüber, denn sie war es von Kind auf gewohnt. Als sie die Ziehmutter einmal darüber befragt hatte, da hatte ihr die geantwortet: „Das verstehst fei nit, Hascherl; das größte Uebel ist die Sünd', und die haben wir allesamt, wie der Pfarrherr recht sagt. Um die muß man Gott täglich und laut bitten, daß sie einem vergeben wird, damit sie einen nit hindert dereinst an der ewigen Seligkeit."

Diese Erklärung hatte Luitgard genügt. Sie ahnte nichts von dem bösen Gewissen der Pflegemutter, von der Verschuldung, die wie eine schwere Last auf ihrer Seele lag und ihr oft nachts den Schlummer raubte, daß sie hinauslief in die Berge und Gründe, mochte das Wetter sein wie es wollte. Gelegentliche harmlose Fragen und Aeußerungen Luitgards oder Heinrichs drückten den Stachel immer von neuem in ihr Gewissen, und erstere stand oft verwundert und betrübt, wenn Dore ohne jede ersichtlichen Grund, wie es schien, sie barsch und kurz abfertigte.

Auch heute schien Dore nicht in der rosigsten Laune zu sein — Luitgard merkte es ihr wohl an. Darum begann sie nach dem Abendsegen etwas schüchtern: „Mutter, ich hätt' eine Bitt' an Euch."

„Und die wär'?"

„Sie binden heut abend auf dem Freihofe Girlanden für das Kinderfest; darf ich hin?"

„Wann sie dich haben mögen, darfst schon — was sag' ich! Du gehst hin, sie mögen dich wollen oder nit."

Nachdenklich schaute ihr die Alte nach, als sie flink die Gartengelängen hinauflief. „Armendirn wird sie genannt," murmelte sie vor sich hin. „Ja, sie ist eine Armendirn, und ich hab's verschuldet, daß sie's geworden ist. Gott, vergib mir, meine große Sünd'! Und du, Henner, sei nit stolz gegen die Armendirn, denn es kost't mich nur ein Wort und einen Sprung ins Wasser darnach, und du bist draußen und sie drinnen. Hätt' ich doch damals dem Versucher widerstanden! Ach Gott, hätt' ich's doch getan! — nit zu zittern brauchet' ich vor jedem Spielerwagen, der ins Dorf einfährt, aus Angst, es könnt' ein Stelzfuß dabei sein! Nit zurückzusetzen brauchet' ich den Fuß auf der Schwelle, wenn ich hinaus will auf die Wiese und die narrete Bäurin wie einen Irrwisch daherfegen seh, die Arme. Nit aufzusitzen brauchet' ich die Nacht im Bett, wenn andere Leute ruhig schlafen. Doch 's ist nit zu ändern — was geschehen ist, das ist halt einmal geschehen. Vielleicht daß sich's doch noch ins Gleiche bringen ließe, wenn die zwei beiden später einmal ein Paar würden. Gott weiß, wie alles noch enden wird."

Sie ging ernstlich mit dem Gedanken um, ob sich das nicht mit der Zeit schaffen ließe, die Luitgard auf den Freihof zu bringen. Der Bauer freilich, das wußte sie, würde das bei seinen Lebzeiten nie zugeben, aber „wir sein alle sterblich", dachte sie; „um den Heinrich ist mir nit bange, und um die Bäurin erst recht nit. Die Luitgard darf dem Heiner nit aus den Augen! Aufs Gut muß sie trotz der Hanne und der Line. Vielleicht wird's auf die Manier mit der Zeit doch noch gut, was ich bös gemacht hab'."

Sie horchte hinaus in die Dämmerung; die Jugend zog singend im Dorfe auf und ab. Am Hohen Bühl blitzte es; das Gewitter schien noch fern zu sein, denn nicht der leiseste Donner ließ sich hören. „Desto besser", dachte sie; „heut ist die rechte Nacht für das Bilsenkraut in der Wolfsdelle, ich muß hinaus, wenn das Mädel heim ist. Eine Weile sah sie dem fernen Blitzen zu, dann schloß sie das Fenster und legte die Karte für Luitgard. Die Karten schlugen gut. Gegen zehn Uhr kehrte Luitgard heim; ihre Wangen glühten und ihre Augen glänzten vor Freude. „Ach Mutter, war das schön!" rief sie; „wir haben gebunden und gesungen. Der Heinrich meinte, ich sänge am schönsten, und zu der Müllermarie hat er gesagt, sie queulte wie eine Katze. Da ist sie aufgestanden und fortgegangen und hat gesagt: „Ihr dumme Bande, wenn ich Ostern in die Stadt in die Benehmige komm, kenn' ich euch nimmer!" Da haben sie alle gelacht und die Jungen haben gesagt: „Da mag sie unsertwegen am Sunntig auch mit ihren Stadtherrn tanzen — wir kennen sie nit!" Hernach hat keines ein unrechts Wort mehr geredt; der Henner war auch gut zu mir, und schau, das schöne Stück Streuselkuchen hat er mir für dich mitgegeben."

„Kommt Zeit, kommt Rat!" dachte Dore. Luitgard aber kroch in das schwere Federbett und war bald fest eingeschlafen.

Dore band ihren alten Mantel um und nahm den Kräutersack zur Hand. Leise öffnete sie die Tür und schlich hinaus. Ein greller Blitz zückte über den Hohen Bühl nieder, und sie murmelte: „Wie's scheint, macht es doch Ernst, aber hinaus muß ich, es hilft nit, und sollt' ich bis auf die Haut naß werden."

Sie glaubte sich völlig unbemerkt, als sie hinter dem Dorfe hinausging, ebenso wie die beiden jungen Leute, an denen sie plötzlich vorüberkam, und die noch mehr, als sie selbst, erschrocken waren, als sie sehen und ohne Gruß im dunkeln Mantel an sich vorbeihuschen sahen. Der junge Lehrer und Hanne hatten sich von den andern jungen Leuten abgesondert und waren hinter die Gärten gegangen. Da standen sie beide Hand in Hand, und keines von beiden wußte, wie es plötzlich gekommen war, daß ihre Hände sich ineinanderlegten und ihre Lippen sich fanden. Nun fuhren sie erschrocken auseinander, und als sie sich von ihrem Schreck erholt hatten und sich umschauten, war die dunkle Gestalt wie eine Vision verschwunden. Im nächsten Augenblick flammte wieder ein blendender Blitz am Himmel auf und dumpfer Donner hallte in den Bergen wider.

Hanne hatte sich aus seinen Armen losgerissen. Mit großen Augen starrte sie furchtsam in die Nacht hinaus. „Hast sie gesehen?" frug sie atemlos; „nach dem Hohen Bühl geht sie hinauf und zum steinernen Kreuz in der Wolfsdelle, wo der Schuhe schreit. Die hat kein Gutes vor in solcher Nacht, und wer ihr begegnet auf solchem Gang und nit alsbald drei Kreuze macht, dem bringt es Unheil. Ach Gott und ich hab's ganz vergessen im ersten Schreck! Nit einen Augenblick bleib ich mehr draußen in der grauslichen Nacht — schau, wie das blitzt! Guter Nacht!"

Er wollte sie halten und ihr zureden, aber schon war sie in der Dunkelheit verschwunden. Er wußte nicht, sollte er lachen oder sich ärgern.

Eine Weile hing er, im Grase liegend, seinen verdrießlichen Gedanken nach, bis ein starker Donnerschlag ihn aus seinem Brüten aufschreckte und gleich darauf ein mächtiger Windstoß durch den Wipfel der nahen Gutslinde fuhr. Schon fielen einzelne schwere Tropfen, ein Zeichen, daß der Ausbruch des Wetters unmittelbar bevorstand. Während der Sturm sich brausend erhob, daß die Schiefer des Kirchturms laut aufklapperten, eilte er dem nahen Schulhause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Mutter.*)

Als ich heuer den ersten Schnee fallen sah und sommerlich gekleidete, leicht beschuhte Kinder erblickte, die blaß und bekümmert über die Straße watteten, summte mir unaufhörlich die Erinnerung an ein rührendes Ereignis durch den Sinn, das in meiner Knabenzeit großes Aufsehen erregt hatte, um, wie das selbst bei den wichtigsten Dingen zu geschehen pflegt, rasch wieder vergessen zu werden. Es war die Geschichte eines Zwillingspaares, eines Knaben und eines Mädchens, die zur Winterszeit auszogen, eine Mutter zu suchen, und nach einigen Tagen im Walde erfroren aufgefunden wurden. Ich habe die beiden Geschwister wohl gekannt, die braune Mali, die so schwere dunkle Zöpfe auf dem Rücken trug, und den blonden Conrad mit den schlichten Haaren und den treuherzigen blauen Augen. Ich bin oft mit ihnen in die Erdbeeren gegangen, habe mit ihnen Schmetterlinge gejagt, und im Winter haben wir einander mit Schneeballen geneckt und sind dem edlen Sport des Schlittenfahrens mit Leidenschaft obgelegen. Da sie hübsch und artig waren, obgleich von ärmlichem Ansehen, hatte sie jedermann gerne. Die Mutter war bei der Geburt der Zwillinge gestorben, und der Vater — ein Taglöhner, der zumeist von Holzspalten lebte — war ein rauher Mann, der im Verdruß über seine üblen Umstände, und dadurch sie immer verschlimmernd, der Flasche mehr als billig zusprach. Als eines Morgens der Vater tot im Bette gefunden wurde, ward es den Kindern recht unheimlich zumute. Fröstelnd in der ungeheizten Stube, saßen sie an dem Tische, auf dem sonst die Wassersuppe als Frühstück gestanden, und ratschlagten in ihrem kindlichen Sinne, was nun anzufangen sei. Oft hatten sie schon die Leute sagen hören: Ja, Kinder, wenn ihr eine Mutter hättet! Und die braune Mali — wie ja die Mädchen stets klüger sind, als die Knaben — hatte einmal eine Nachbarin gefragt: was das denn sei, eine Mutter? Die Nachbarin antwortete dem neugierigen Mädchen: eine Mutter sei eine Frau, welche die Kinder hüte wie ihren eigenen Augapfel; man könne nie frieren, sondern habe immer warm, wenn man eine Mutter besitze. Dieses Wort der Nachbarin trug das sinnige Mädchen immer mit sich herum, und als sie mit ihrem Brüderchen frierend am leeren Tische saß, fiel es ihr ganz warm auf die Seele, und sie sing an: „Weißt du was, Conrad? Der Vater ist tot, und niemand kümmert sich mehr um uns, als die böse alte Hanne. Wir wollen miteinander fortgehen und uns eine Mutter suchen. Es gibt ja so viele Mütter auf der Welt, es wird wohl auch eine für uns darunter sein." Conrad hatte nichts einzuwenden gegen diesen Vorschlag, und so machten sich Bruder und Schwester in leichten Kleidchen auf, Conrad ohne viel Vorbereitung, Mali aber erst, nachdem sie ein Stück Brod in die Tasche gesteckt und einen an Schnüren befestigten baumwollenen Muff umgehängt hatte. So gingen die beiden Kinder Hand in Hand zum Tore hinaus, erst der Straße nach, dann auf Fußsteigen durch Felder und Wiesen dem Walde zu. Sie waren von Bauersleuten gesehen und auch wohl angeredet worden; als einer sie verwundert fragte, wie es denn komme, daß sie bei diesem Schnee und dieser Kälte über Feld gingen, antworteten sie ganz gelassen, daß sie eine Mutter suchten. Der Mann sah ihnen eine Weile kopfschüttelnd nach, dann verschwanden sie hinter Bäumen; allein der allgegenwärtige Märchengeist des Volkes hat sie begleitet bis zu ihrem letzten Worte und bis zu ihrem letzten Atemzuge. Als sie in den Wald hineinkamen und die Tannen im Winterschmucke glitzern und blitzen sahen, meinten sie, hier sei es ja schon Weihnachten und ganz so schön wie bei den vornehmen Leuten. Sie konnten sich nicht satt sehen an dieser Pracht und Herrlichkeit; sie gingen von Baum zu Baum, schüttelten wohl auch an einer schlanken Fichte und lachten, wenn ihnen der nasse Staub in die Augen fiel. Als sie ihre Lust gehäuft hatten, gingen sie wieder fürbaß, nur Mali hielt zuweilen an und rief in den Wald hinein: „Mutter! Mutter!" — aber bloß ihre eigene Stimme kam ihr zurück, oder ein geschreckter Specht flog auf, und unter ihm stob der Schnee vom Aste. Als die beiden Kinder weit auf der Höhe an eine Wegscheide kamen und schon der Abendschein die Baumgipfel vergoldete, fühlten sie sich müde und setzten sich unter eine Tanne. Mali nahm das Brot aus der Tasche und fütterte damit den Bruder, der willig den Mund aufsperrte. Ein Frost überkam sie, und Mali steckte die Hände Conrads in ihren Muff. Sie konnten sich des Schlafes, der schwer auf sie fiel, nicht erwehren, und sie schlummerten Hand in Hand und Wange an Wange ein. An einem plötzlich aufstrahlenden Wärmegefühl wurde Mali wach; sie weckte ihren Bruder und sagte zu ihm: „Conrad, mir ist so leicht und warm, das muß die Mutter sein!" — „Ja," antwortete Conrad, „das ist die Mutter!" Und sich enger aneinanderschmiegend, entschlummerten sie lächelnd und wachten nicht wieder auf. Unser aller Mutter, die Erde, in deren scheinbar harten Entschließungen wir die Liebe nur ahnen können, hatte die armen Zwillinge mitleidig in ihre Arme genommen.

Wie diese zwei Kinder, so suchen viele Menschen ihre Mutter, sei es nun, daß sie erfahren haben, was eine Mutter ist, sei es, daß sie eine Mutter nie besessen. Die Sehnsucht nach dem nur Geahnten ist so stark, wie die Sehnsucht nach dem verlorenen Besitze. Wer keine Mutter hat, der geht doch nur betteln und lebt vom Almosen der Liebe. Denn es gibt nichts Köstlicheres als Mutterliebe, und ihre Macht und ihr Segen sind unerschöpflich. Wie arbeitet und bildet die Mutter an dem zappelnden und schreienden Geschöpf, das in den Windeln liegt — selbst

*) Aus „Heilige Zeiten" von Ludwig Speidel. Mit Genehmigung der Verleger Meyer und Jessen Berlin. Preis des ganzen Bandes M. 1.50.

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW